

Film

Ein Blick ins künftige Glück

„Die Geschichte der Dienerin“.
Spielfilm von Volker Schlöndorff.
USA/BRD 1989. 109 Minuten.
Farbe.

Volker Schlöndorff, einst einer der Schrittmacher des neuen deutschen Films, ist ein amerikanischer Regisseur geworden. Er hat diesem Umstand im Vorspann einen Umlaut geopfert, sonst aber als Schlöndorff nur gewonnen:

Sein Film „Die Geschichte der Dienerin“ hat die Tugenden Amerikas, Weltläufigkeit und vor allem eine stupende Professionalität, ohne sich dafür die Laster des Neuen Hollywood, Oberflächlichkeit und lärmende Gigantomane, einzuhandeln. Dabei hätten diese Gefahren nahegelegen, denn die „Geschichte der Dienerin“, nach dem Parabel-Roman der Kanadierin Margaret Atwood, ist ein filmischer Blick in die Zukunft, und den verstellt sich das US-Kino besonders gerne mit feuerspeisenden Maschinen und glamouröser Kulisse; mit anderen Worten: Man haut gern auf den (George) Lucas.

Nichts davon bei Schlöndorff. Seine Zukunft ist nur leicht, aber darum um so beängstigender, gegenüber der Gegenwart verschoben. Es ist ein Amerika von heute, mit trostlosen Slumwüsten und wunderbar weißen Suburbs von klinischer Frische, über deren Gärten und Villen Suchscheinwerfer streifen, in permanenter Angst vor unsichtbaren Feinden.

Denn irgendwas in der gesellschaftlichen Entwicklung eines puritanischen Gemeinwesens mit einer Wohlstands-oligarchie ist schiefgelaufen: Da die meisten Frauen unfruchtbar geworden sind, züchtet man in militärischen Drillanstalten junge kräftige Dienerinnen, die nur eine Daseinsbestimmung haben: die Vermehrung.

So bildet man sie dafür aus, in Haushalte der Oberschicht abkommandiert zu werden, wo sie als Ersatz für die unfruchtbare Ehefrau die Beine für den Hausherrn breitmachen und empfangen sollen. Klappt das nicht, kommandiert man sie wieder ab. Als lebensunwert werden sie auch vernichtet, wenn sie sich irgendwelche Sünden zuschulden kommen lassen. Denn selbstverständlich duldet diese Gesellschaft die Vermeh-

rung auf dem Ehebruchsweg nur unter totaler Ächtung der Lust.

Der Stoff von Atwood ist also ein feministischer Alptraum von der Tötung der weiblichen Lust und der Abriechung der Frau zur Gebärmachine. Was an politischen Science-fiction-Entwürfen meist verstört, ist ihre Ein- und Eigensinnigkeit, mit der sie ihren Angstblick auf das Kommende richten: Man ist als Zuschauer dauernd versucht, in das fremde und starre Gedankenspiel eigene Spielzüge korrigierend einzubringen.

Nicht so bei der Geschichte der „Dienerin“. Denn wie jede wirklich überzeugende Utopie ist der Film, stärker noch als das Buch, in Wahrheit eine schneidende Satire auf die Gegenwart. Der feministische Alptraum träumt im Morgen das Heute. Schlöndorffs Film (Drehbuch: Harold Pinter, der sich in

den Folterkammern menschlicher Beziehungen nur zu gut auskennt) erzählt die Geschichte einer Gebärdienerin, die in das Haus des Militärkommandanten kommt, der schon insofern ein wichtiger Mann ist, als das Regime in diesem Staat offensichtlich nur noch mit rigoroser militärischer Kontrolle über die rebellierenden Slums aufrechtzuerhalten ist.

Dieser Kommandant ist, von Robert Duvall mit einer umwerfenden Ironie gespielt, zu Hause natürlich ein völlig unmartialischer Mensch, der dem selbstverhängten Unlustdiktat in sentimentalen Sauf- und Schäferstündchen entschlüpfen möchte.

Seine Frau (Faye Dunaway) ist die Matrone, die der strikten Unlustverordnung ihre häusliche Herrschaft verdankt: der (hysterisches) Fleisch gewordene, personalisierte amerikanische Hausfrauenverband.

In das Haus als Dienerin verbracht wird eine junge Frau (Natasha Richardson spielt sie mit spröder Verstörtheit), der man beim Fluchtversuch aus der Militärdiktatur den Mann erschossen und das Kind weggenommen hat.

Der Film zeichnet mit sarkastischer Genauigkeit das Psychogramm dieser Dreiecks-Geschichte. Böse Bilder einer auf das Kind ausgerichteten Rammelei, bei der die Dienerin, von der Hausherrin argwöhnisch in den Schoß genommen, nur deren Samenempfangsapparat zu spielen hat, wechseln mit den erschlichenen Tête-à-têtes, die sich der um Nachwuchs bemühte Militär mit der Dienerin in seinem Arbeitszimmer leistet: Hier menschelt er wie du und ich.

Doch die geplante Zeugung klappt nicht. Die Hausherrin, die nicht wieder eine neue Dienerin im Haus haben will (weil sie natürlich unter der unausgesprochenen Demütigung durch die kräftigen jungen Frauen leidet), verfällt auf einen Plan: Sie spannt den Chauffeur heimlich als Hilfserzeuger ein. Zwischen der Dienerin und ihm entsteht so etwas wie Liebe; das Trio infernalischer Beziehung erweitert sich zu einem verqueren Quartett.

Hier, in der schonungslosen Beobachtung heimlicher und unheimlicher Verbindungen entsteht die kühle und komische Spannung dieses Films. Hinter der Oberfläche einer „Brave New World“ werden die verqueren Bedingungen sichtbar, unter denen das geschlechtliche Zusammenleben in den Wohlstandsreservaten des American Way of Life stattfindet.

Schlöndorff zeigt die Gartenpartys der herrschenden Schicht als langweilige Stehkonvente, bei denen Farbuniformen



„Dienerin“-Darstellerin Natasha Richardson (r.)
Reeperbahn im Untergrund



Autorin Atwood, Schlöndorff
Satire auf die Gegenwart

die Kasten der Frauen unterscheiden: Die Herrinnen plaudern gelangweilt bei alkoholischen Getränken, eine Ansammlung ehelicher Verbitterung; die Dienerinnen sind zu Haufen zusammengetrieben und trinken Obstsaft, eine sichtbar Gebärende wird triumphal beklatscht.

Als Kontrast zeigt der Film eine Lasterhöhle des männlichen Establishments, sozusagen eine Speak-easy-Bar der sexuellen Prohibition, die in diesem Amerika herrscht. Der häuslichen Sauberkeit korrespondiert hier der laszive Dreck. Heimlich, weil die Herren ja auch die Sklaven des eigenen Systems sind, hat der Kommandant seine Dienerin eingeschleust und läßt die Lustlose gönnerhaft verliebt an den Freuden dieser Untergrund-Reeperbahn teilhaben.

Auch hier richtet der Film seinen Blick nur scheinbar in eine weite Zukunft. Wer sehen will, wird es nicht schwer haben, einen Blick auf heute herrschende Verhältnisse zu riskieren: Gute S.-F.-Filme sagen ja nur, daß es noch schlimmer kommen kann.

Hellmuth Karasek

Defa-Filme

Comeback für Kaninchen

Auf der Berlinale werden zum erstenmal die „Regal-Filme“ aus DDR-Archiven gezeigt, die nach der Produktion unter Verstoß kamen.

Die Kaninchen kriechen aus ihren Löchern. Die Jäger sitzen hinter Gittern. Horst Sindermann, zuletzt Präsident der DDR-Volkskammer, jetzt Häftling, wettete als 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Halle am 17. Dezember 1965 gegen die „Kaninchen-Filme der Defa“. Als Merkmale dieses neuen Kino-Genres erkannte er „eine dem Menschen feindliche Umwelt, in der nur noch Karrieristen, Zweifelnde, Triebhafte, Schnoddrige, Berechnende, Brutale das Leben bestimmen und in einer in Grau und Zerfall gehaltenen Umgebung sich gegenseitig seelisch zerfleischen“.

Das 11. Plenum des ZK der SED, auf dem „Sindermann, du blinder Mann“ (O-Ton Wolf Biermann) also sprach, blies zu einer Aktion „Saubere Leinwand“. Erich Honecker hatte in dem von ihm vorgetragenen Bericht des Politbüros den Ton vorgegeben: „Unsere DDR ist ein sauberer Staat. In ihr gibt es unverrückbare Maßstäbe der Ethik und Moral, für Anstand und gute Sitte.“ Was gegen den Sittenkodex der Partei ver-



Verbotene Defa-Filme*: Seelische Zerfleischung

stieß, geriet auf diesem 11. Plenum in Acht und Bann: Beat und Biermann, Stefan Heym und Heiner Müller, das Jugendrajo „DT 64“ und eben die Defa.

Als Beispiel für den Babelsberger Sittenverfall wurden auf der ZK-Tagung immer wieder zwei Filme genannt: „Das Kaninchen bin ich“ und „Denk bloß nicht, ich heule“. Doch den Genossen war das nicht genug: Als Folge der Kritik verschwand ein rundes Dutzend Defa-Produktionen in den Archiven, manche in noch unfertigem Zustand. Jetzt erreichen sie doch noch die Leinwand, die Wende macht es möglich.

Nach dem Vorbild ihrer sowjetischen Kollegen, die gleich zu Beginn der Perestroika eine Kommission konstituiert hatten mit dem Auftrag, verbotene Filme aus verstaubten Regalen zu befreien, beschloß der Vorstand des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR schon am 24. Oktober 1989, die Regal-Filme zu sichten und zu prüfen, „welche von ihnen in die Kinos und auf den Bildschirm gelangen sollten“. Am Tag dieser Beschlüßfassung wurde Egon Krenz Staatsratsvorsitzender.

Einen Monat später traf Krenz den Exilanten Manfred Krug im Ost-Berliner Kino „International“. Dort wurde ein Film rehabilitiert, der an gleicher



Stelle im Juli 1966 durch organisierte Störtrupps von der Leinwand vertrieben worden war: „Spur der Steine“. Krug hatte in Frank Beyers Verfilmung des gleichnamigen Bestsellers von DDR-Autor Erik Neutsch den Brigadier Balla gespielt. Dieser im Grunde idealtypische proletarische Held, Aufbau-Aktivist der ersten Stunde, zieht gleich zu Anfang einen Volkspolizisten ins Wasser, der ihm und seinen Zimmerleuten das Nacktbaden verbieten will – und das war der Stein des Anstoßes. Untragbar schien Dogmatikern in der SED-Führung auch die Figur eines ehebrecherischen Parteisekretärs auf der Großbaustelle. Dessen Forderung („Man muß sagen, was man denkt, und tun, was man sagt“) klingt nun nach 24 Jahren wie ein Merkspruch für die „Erneuerung“.

„Spur der Steine“ war der erste Regal-Film, der in die DDR-Kinos kam. In dieser Woche läuft er auch auf der Berlinale, zusammen mit sieben weiteren Zelluloid-Leichen aus dem Keller der

* Oben: „Wenn du groß bist, lieber Adam“; unten: „Berlin um die Ecke“; beide von 1965.